

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 34

Artikel: Der Jäagg
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Jäagg

Von Alfred Huggenberger.

Es soll mir niemand sagen, die Landkinder seien arm an Kurzweil und Lebensfreuden. Wenn ich einen Knaben im Garten des Vorstadthauses mit seiner kleinen Eisenbahn spielen sehe, die er mit einem Schlüsselchen aufziehen kann, worauf sie auf dem winzigen Schienengeleise einmal im Kreise herumfährt, um dann gleich wieder still zu stehen, ein totes elendes Ding, dann denke ich jedesmal im stillen bei mir: o — ein Bißlein ist halt doch etwas ganz anderes!

Wir hatten in Kinderzeiten wenig Spielzeug, ich und meine Gespanen. Ein kleiner Lotterwagen war da, der schon von den ältern Geschwistern durch Überladen vergewaltigt worden war. Ein hölzernes Pferd mit drei eingesetzten Notbeinen. Kein Teddybär, kein Schleppsbäbel, kein Steinbaulasten. Dafür brachte uns jedes Frühjahr die Bickleinzeit, immer als Überraschung, als richtige Glücksbeischierung, und immer kam sie just in jenen Tagen, da wir das Wunder der Frühlingswiedergabe halb und halb ausgeschöpft hatten und ein bißchen schwermüde und blumensatt geworden waren.

Es fing zwar gewöhnlich mit einer kleinen Enttäuschung an. Ja, das muß ich schon sagen, meine Mutter hätte mit ihrer Verkündigung jeweilen einen Tag oder zwei zuwarten sollen. Aber dann hätte wohl der Vater nicht schweigen können. Schweigen ist schwer, wenn die Liebe sich so arm zum Schenken fühlt und doch allzugern schenken möchte.

Ich kann mich noch genau darauf besinnen, mit welcher Verständnislosigkeit ich als kleiner Knirps einmal vor dem schmalen Verschlag im hintern Stallgang stand, ganz starr und zugenaht vor heimlicher Entrüstung. Das sollten nun Bicklein sein! Armselige Geschöpfe, erst halb lebendig, zum Stehen noch ohnmächtig, das Haar verklebt und unsauber. Wenn eines von ihnen sich aufzurappeln versuchte, immer mit den Hinterbeinchen zuerst, wenn es so daftand, vorn noch auf den Knieen, schwankend und wankend, die Unglücksartigkeit in Figura; wenn es dann wieder hinsiel mit einem dünnen, hilfescheienden Mettern, dann gewann selbst die vom begümen Stalleben stumpf und seelenzufrieden gewordene Muttergeiß ihren angeborenen Natursinn zurück, sie plärrte laut heraus, zerrte an der verschliffenen Halskette und wollte helfen, helfen . . .

Bicklein — o je! Nicht einmal Milch trinken konnten die Krüppeltierchen. Man mochte ihnen die Mäulchen bis an die Augen in den Milchnapf hineintunken, sie hatten keine Ahnung, um was es sich handelte. Sie sperrten sich, nieschten und pusteten, als wenn's ums Leben ginge. Während man es doch so herzensgut mit ihnen meinte! Einfach zum Davonlaufen!

Meine Mutter hatte für alles eine Entschuldigung. „Sie sind halt noch klein und ungeschickt“, sagte sie. „Sie wissen noch nichts mit dieser dummen Welt anzufangen. Wir hätten sie nur bei der Geiß lassen sollen. Um vollen Guter zu saugen, dazu wären sie gescheit genug. Ja, wenn halt nur nachher das Abgewöhnen nicht wäre, wo dann die Geiß tagelang den Stall und das Haus mit ihrem Gemecker füllen und vor Langerweile fast sterben würde. So denkt sie bald nicht mehr daran, daß das ihre Kindlein sind, die arme Busle.“

Merkwürdig, am andern Tag konnten die Bicklein schon stehen und gehen. „Siehst du jetzt“, lächelte die Mutter, „bei dir ist es fast ein Jahr gegangen.“ Sie konnten Milch trinken, als hätten sie schon seit Wochen nichts anderes getan; nur daß man ihnen noch den Lutschfinger ins Mäulchen stecken mußte, damit sie sich nicht überschluckten.

Ich pflegte das Bicklein geheimnis meinen Gespanen möglich ein paar Tage zu verborgen; solange, bis die kleinen Schnuppermäulchen zu richtigen Nichtsnutzen geworden waren und ich mich mit ihnen zum erstenmal in den Baumgarten hinauswagen durfte. Nichts konnte mich mehr ärgern, als wenn einer der Nachbarsbuben mir dann zuwinkte, indem er eines

schönen Morgens mit seinem eigenen Geißgemeindlein ausrückte. Erst gab es nun Vergleiche und abschäßige Bemerkungen; aber am Ende gaben wir gewöhnlich einmütig der Überzeugung Ausdruck, daß wir noch nie, aber auch noch gar nie einen so gelungenen Fünf- oder Sechsspänner beisammen gehabt hätten. Wir konnten uns zu Tode lachen über die Luftsprünge und über die täppischen Gepflogenheiten unserer kleinen Spielgefährten.

Keine Frage, so ein junges Geißlein ist das vergnüglichste, drolligste, aufgeräumteste, neugierigste und überstelligste Geschöpf, das man sich überhaupt denken kann. Es ist anhänglich und treuerherzig, es ist bei aller Alberheit so klug wie neckbedürftig. Dazu harmlos und lebensgläubig, als wäre es eben aus dem Paradies entsprungen. Ich behaupte: Nichts paßt auf Erden herrlicher zusammen, als Kinder und Geißlein.

Ohne sie je auszusprechen, teilten wir alleamt diese Meinung, Mägdlein und Buben. Wenn auch hin und wieder so ein noch nicht ganz knieferster Hosennack von einem sonnen toll gewordenen Böklein über den Haufen gerannt wurde, so holte er sich auf dem Sammetrasen keine Beulen, und wir hatten immer das schönste Gaudium.

Wir übersahen ob unseren Bickleinfreuden beinahe die ersten gelben Schmetterlinge. Die Größeren von uns konnten sogar den Schulbukel vergessen und den wenig erwünschten angehenden Arbeitszwang. Wir konnten wahrhaftig selber zu jungen Geißlein werden. Daß wir uns mit den vierbeinigen Spielgenossen nur einmal täglich für kurze Zeit tummeln und mit ihnen kleine Spaziergänge ausführen durften, machte sie uns nur um so lieber. Gottlieb Bräm pflegte übrigens die feinigen, wenn die Luft rein war, das heißt, wenn seine Eltern auf dem Felde schafften, nicht selten verbotenerweise aus dem Stall zu nehmen. Wir mußten ihm nachher regelrecht schwören, keinem Menschen etwas zu sagen; und ich glaube wirklich, der kleine Unfug ist nie verraten worden.

Aber es ist kein Glück so groß, es muß von einem Schatten verdunkelt werden. Der schwere Schatten, der manchmal unplötzlich, schicksalhaft über unsere Kinderseligkeit hereinfiel, war der Geißlimann, der Jäagg oder Geißenfrävel, wie er in der Gegend hieß. Merkwürdigerweise trug er den wohlklingenden Familiennamen Schönenberger; aber dieser Name stand mit seiner äußerer Erscheinung im grellsten Widerspruch. Ich hoffe mit Zuversicht, nie mehr in meinem Leben einem auch nur annähernd so häßlichen und unheimlichen Menschen begegnen zu müssen. —

Wer hätte sich um die liebe Osterzeit herum nicht schon an einem Geißbraten wohlgetan? Ich selber muß bekennen, daß ich meinem (angeblich verjährten) Vorsatz schon mehr als einmal untreu wurde, wenn ein Wirtshausgäst neben mir das leckere Gericht aufgetragen bekam. Ich entschuldigte mich vor mir selber damit, daß die Ungerechtigkeit der Welt ihr Opfer ja bereits gefordert habe, und daß ich für die traurige Sache keineswegs verantwortlich sei.

Aber mitten im Schmausen konnte mich plötzlich die alberne Einbildung quälen, der Jäagg sitze mir gegenüber, und mit meinem Wohlleben war's vorbei. Das brachte der Geißenfrävel durchaus ohne sein Zutun fertig. Es genügte, daß er da war. Ich habe bedauerlicherweise das Vermögen, ihn mir jederzeit als so leib- und geisthaft anwesend vorstellen zu können, daß ich ihn wahrhaftig mit starr erschrockenen Kinderaugen ansehen muß.

Es ist schwer, sein Bild zu malen. Es ist wirklich nur als ein Versuch aufzufassen, wenn ich das wage. Sein unverhältnismäßig großer Kopf mit dem schmalen Tannzapfengesicht und der abstehenden Ohrrenziger saß vollständig halslos, scheinbar nur lose hingestülpt, zwischen den breiten, von einem Höcker überhöhten Schultern. Wie von einem Maschinenwerklein getrieben,

führte er steife Viertels- und Halbdrehungen aus, ohne sich doch je, wie man immer befürchten mußte, von dem übrigen Menschen loszulösen. Der dünne, beidseitig abwärtsstrebende Schnauzbart hielt den Mund zangenförmig fast ganz umklammert und gab diesem etwelche Ähnlichkeit mit dem Freßwerkzeug einer Spinne. Um den Augen annähernd gerecht zu werden, mußte man sie in Tätigkeit vorführen können. Die Natur tut merkwürdige Dinge; aber so ein Augenpaar zu bilden, mußte sie ihre ganze Kraft zusammennehmen, die Lust und auch den Schmerz. Sie waren voneinander durchaus unabhängig, jedes bewegte sich auf eigene Rechnung und Gefahr. War das eine gleichsam gestielt und ließ fast immer nur das Weiß sehen, so hielt sich das andere hartnäckig in seiner Höhle versteckt, scheinbar nur auf einen Anstoß von außen lauernd, um im gegebenen Moment herauszuschossen, wie ein bössartiges Insekt.

Nein, ich habe am Geißenfrävel nicht zu viel getan. Ich habe ihn eher noch zu schön gemalt, vielleicht aus lauter Angst, er möchte wieder auferstehen, er möchte in seinem zweiten Leben alle die ungezählten Greuelstaten wiederholen, um die er von uns gefürchtet, gehaßt, verabscheut wurde.

Wenn der Jäägg weiland in unserem Weiler auftauchte, dann versummten Kinderlärm, Bank und Singen wie auf ein Hornwort Gottes. Wir wußten es alle: jetzt kam für unsere armen Zicklein unabwendbar die große Not. Der Frühlingstag mochte unser Heimatgelande, die lieben alten Hofsitten, die Borgärtlein und Hauswiesen noch so treuherzig und aller Verheißungen voll in seinen Armen halten, dem Jäägg gegenübergestellt, war es ein armes, hilfloses Kind. Ein Kind wie wir, angstbekommen und keiner Schutzgebärde mächtig. Denn es gab auch in unserer vom Himmel mit dem Geschenk der Weltabgeschiedenheit bedachten Kinderheimat zwei Dinge, die mächtiger waren, als alle guten Geister: die Sorge, das Geld. Die Sorge, die Tag um Tag in unsren Stuben mit zu Tische saß, merkwürdigerweise immer doch wieder von kleinen Glücksmundern gebannt und im Raum gehalten. Das Geld, das mit der Sorge gemeint war. Kein Rinnfall so eng und dürrtig, es gab ein leichtes Aufatmen, wenn irgenwie und irgendwoher ein dünnnes Geldbrunnlein hereinfloß.

Gewöhnlich suchte der Jäägg unsren Stall zuerst heim, weil mein Vater nicht allzu zäh im Teilschen war. Dann konnte er nachher auch den Nachbarn den Preis herunterdrücken. Die Zicklein, so zutraulich sie sonst waren, drängten sich vor dem schrecklichen Mann im hintersten Winkel des Verschlages schamlos zusammen, als ahnten sie das Furchtbare. Über das verwachsene Männchen griff, über den Gatter hingebogen, unerbittlich nach ihnen. Er langte die heftig meckernden und zappelnden eines nach dem andern heraus, wog sie auf den Händen schätzungsweise ab, wobei man nie wußte, auf wen er es mit seinen schielenden Augen abgesehen.

„Ladenware!“ krächzte er dann verächtlich. Nie waren die Giži ausgemästet. Todischer waren sie entweder zu blutt oder zu alt. Waren sie scheißig, so mußten die weißen Felle just Mode sein, waren sie weiß oder gemfarben, beteuerte er auf Ehr und Eid, diese Farben seien so gut wie unverkäuflich.

Wenn die Mutter mit beim Handel war, dann verflingen diese Reden nicht. Sie schien den Schwund einfach zu überhören und war sehr hartnäckig. Der Jäägg mochte sich noch so entrüstet auf die Hinterbeine stellen, er mochte noch so dringliche Beteuerungen aus seinem Zangenschnurrbart herausgeifern, es blieb beim festgesetzten Preis. Die viele Milch sei ja kaum zur Hälfte bezahlt, und für die Mühe habe man nichts. „So behaltet ihr halt die Lumpentiere!“ schrie der Jäägg dann, scheinbar aufs äußerste erbost. „Ich will nicht Geld darauf legen, wie das letzte Jahr. Ueberhaupt, in diesem Stall hat man mich geschenkt!“ Damit trollte er sich hinaus. Doch da ihn niemand zurückrief, wandte er sich, schon einige Schritte von der Stalltür entfernt, wieder um und sagte mit einem Weltuntergangsgeflüster: „Also denn. Nur damit gehandelt ist. Aber für dies Jahr hin stecke

ich das Geschäft auf. Nicht das kalte Wasser ist dabei zu verdienen.“

Ich habe der Marktterei als Kind nur zwei- oder dreimal beigewohnt, immer mit der leisen Hoffnung, vielleicht doch eines der Geižlein retten zu können. Aber wenn die Mutter bei meiner Bitte auch nebensätzlich sehe mußte, mein Wunsch blieb unerfüllt. Von da an versteckte ich mich beim Erscheinen des Geißenfrävles jeweilen irgendwo im Hause und ließ dem Schicksal den Lauf. Oder ich ging mit Jaköbli Stoller nach dem Langacker hinaus, wo wir auf einem schiefgewachsenen, leicht ersteigbaren Apfelbaum eine kleine Baumhütte mit Bretterdach und Bänklein besaßen. Von den abenteuerlichen Plänen, die wir hier gegen den Jäägg ausheckten, hätte auch der harmloseste den Unhold aus dieser Zeit in die Ewigkeit befördert.

Aber einmal zwang mich eine häßliche Neugierde doch, dem Geißenfrävel von meinem Kammerfenster aus zuzusehen, wie er hinter der Scheune des Nachbarhauses ein Zicklein tötete. Zuerst versetzte er ihm mit dem knotigen Schwarzdornstock, den er immer bei sich führte, einen Schlag ins Genick; doch schien sein Opfer davon nicht ganz betäubt zu sein, denn es stieß einen durchdringenden Schrei aus, als er ihm nun mit seinem großen Messer kurzerhand Hals und Kehle durchschlitzte. Ich wußte jetzt, warum er den Nebennamen „Jäägg“ so sehr haßte. Seine Opfer klagten ihn vor Gott und Welt damit an in ihrer letzten Not . . .

Sobald das Tierchen ausgeblutet hatte, hängte er es an zwei in der Wand steckenden Nägeln auf und begann es zu schinden und auszuweiden. Es ging wie geslogen. Das Hödtermännchen war ganz in seinem Element. Es schien kaum den Augenblick erwarten zu können, wo es sich das zweite Opfer aus dem Stall herausholen durfte. Vielleicht war es der heimliche Haß des von der Natur so stiefmütterlich behandelten Menschen gegen alles Vollkommene und Gradgewachsene, der seiner unersättlichen Mordlust Nahrung gab. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, so hingen bereits drei oder vier Zicklein geköpft und enthäutet an der Bretterwand. Der Jäägg pflegte die halbierten Gižileiber, nachdem sie sich etwas verklärt hatten, sorgfältig mit Lüchlein umwickelt in eine auf seinem Handkarren stehende Bandzeine zu verstauen. Kleinere, nur erst wenige Tage alte Tierchen, die er wahllos auch aufkauft, packte er einfach in einen Sack, den er zumachte und beidseitig am Wägelchen festband. Die armen Gefangenen versuchten immer wieder aufzustehen, so daß der Sack fortwährend in Bewegung war. Sie flehten mit ihren verschiedenartigen Stimmlein eindringlich um Erbarmen, aber es war niemand, der ihnen helfen konnte oder wollte. Ich entsinne mich als auf einen klaren Traum darauf, wie einmal eines der Giži sein Köpfstein durch ein Loch des Sackes herauszuzwängen vermochte, ohne ihn doch wieder zurückziehen zu können. Von den andern heftig hin- und herschoben, kam es oft in große Bedrängnis und jammerte in gurgelnden Lauten. Aber der Geißenfrävel zog mit seiner Unglücksfuhr ab, ohne sich auch nur umzusehen. Da geschah etwas Ueberraschendes, das unsre Kinderherzen mit Genugtuung und Freude erfüllte: Jaköblis Oheim, der sonst gar nicht zart besaitet war, lief dem Frävel nach und versetzte ihm eine gesalzene Ohrfeige, worauf er dem armen Zicklein wieder in den Sack zurückhalf.

Wir fanden nachher in der Nähe der Schlachtstätte einige matte Glaskugeln: die Zickleinaugen, die der Jäägg weggeworfen hatte. Die Sterne waren starr und gebrochen; dennoch konnten sie einen anblicken, aber nicht wie vorher, oh, ganz anders, ganz anders. Es war eine sehr traurige Sache. Jaköbli sammelte die Augeln in ein abgeschliffenes Kaffeeklüsselchen und wir begruben sie in Stollers Garten. Die Mädchen steckten Schlüsselblumen in das feuchte Grabbügelchen, und Gottlieb Bräm sagte: „Es freut mich halt nur, daß der Jäägg eines auf den Grind bekommen hat.“ Damit war schon ein wenig von der großen Bekommlerheit von uns genommen. —

Als ich mein erstes Schuljahr überstanden, bekam ich als Belohnung dafür, daß mich der Lehrer am Wirtstische vor

meinem Vater gelobt hatte, ein schönes braunes Zicklein namens Gemsli geschenkt. Ja, wirklich ganz allein mir sollte es gehören. Es war von Anfang an zum Aufziehen bestimmt worden; so brauchte ich also vor dem Jäagg keine Angst zu haben.

Ich war in kurzem derart in meinen Liebling vernarrt, daß ich fast jeden freien Augenblick bei ihm zubrachte und mich um seine kleinen Geschwister ungerechterweise gar nicht kümmerte. Wenn wir uns mit der Gizigegesellschaft auf dem Unger vergnügten, so war Gemsli immer um mich, es lief mir wie ein Hündlein überall hin nach. Nicht genug konnte es sich tun vor Lebemut, ich hätte darauf geschworen, daß seit der Welt Bestehen nie ein Zicklein ähnliche Luftsprünge fertig gebracht habe. Manchmal versteckte ich mich rasch hinter einem Baumstamm; dann trippelte es suchend hin und her und blökte trostlos. Es war vor Freude ganz närrisch, wenn ich plötzlich wieder neben ihm stand. Dann wieder legte ich mich auf den Rasen hin und stellte mich tot. Auch daraufhin ging Gemsli ein — so meinte ich wenigstens. Erst hüpfte es zwar ein paar Mal über mich hinweg, als wenn es sagen wollte: „O — ich lasß mir nichts aufbinden!“ Aber bald wurde es stutzig und erregt. Es betastete mir mit seinem Schnuppernäschen Gesicht und Hände, es knabberte an meinen Ohrläppchen, bis ich lachend ausspringen und ihm versichern mußte, ich wolle es nie mehr so dumm in Angst jagen. Die Behauptungen meiner Gespanen, wonach ihre Gizi zum mindesten ebenso gescheit sein sollten wie meines, versuchte ich keineswegs zu widerlegen. Das war doch nicht der Mühe wert; sie mußten einfach blind sein für Gemslis Vorzüge.

Eines Samstag Nachmittags stand unverleihens das Handwälzchen des Jäagg auf unserer Hofreite. Ich schlich mich in die Scheune hinein und lauschte unter der hintersten Futterluke mit angehaltenem Atem, was drinnen im Stall vor sich ging.

Der Geißenfrävel schien ganz außer sich zu sein. „Was — so einen Haken, so ein Mistviech wollt ihr aufziehen? So eine langbeinige Fehlgeburt, die dazu noch Hörner bekommt wie ein Steinbock? Nicht einmal das Abstechen ist die Kreatur wert: da muß es unsereinem schon um ein gutes Werk zu tun sein, wenn er überhaupt einsteigen soll!“

Die Mutter nahm das gescholtene Tierchen zwar bescheiden in Schutz; aber schon der Ton ihrer Stimme verriet mir, daß sie über die Auszeichnungen des Geißenfrävels etwas betroffen war. Das Gemslie sei von einer besonders guten Milchziege, und Hörner seien nach der Abstammung ganz ausgeschlossen.

Der Jäagg wurde nur noch hitziger: „Gut — dann behaltet ihr halt den Balg! Ihr könnt dann einmal Freuden genug an ihm erleben, wenn ihr jede Nacht dreimal aufstehen müßt, weil das Untier seine Säbelhörner am Barren schleift, wenn es die Stäbe herausbricht und den Stand ruiniert. An dem mageren Gestell wäre sowieso für mich kein Räpplein zu verdienen. Ist von den Lümmelbüben zu viel herumgejagt worden. Haut und Bein, sonst nichts. Bin ich etwa dazu auf der Welt, den Leuten ihre Dummheit aus dem Kopf zu schwatzen? Wenn ihr mit einem Waldaffen geschäfteten wollt, so könnt ihr euch einen hölzernen machen lassen.“

Für diesmal ging der Kelch noch an meinem Liebling vorüber. Allein schon wenige Tage später gab mir die Mutter behutsam einen ersten Wink. „Du — man würde fast glauben, das Gemslie bekomme wirklich Hörner. Das wäre dann schade. Mit Horngeißen hat man immer viel Ärger, halt weil sie unruhig und stößig sind.“

Diesen schmalen Hinweis las ich ohne weiteres als das auf, was er war: das Todesurteil für meinen kleinen Spielgefährten. Noch gab es ja einen kurzen Aufschub; wenigstens für solange, bis die verhängnisvollen Hörnlein augenfällig und unleugbar in die Erscheinung traten. Doch das geschah nur zu bald. Es zeigten sich freilich vorerst nur winzige Ansätze. Und ich konnte ins Feld führen, daß noch lange nicht alle Hornziegen mit den ihnen angedicthenen Lastern behaftet seien. Aber mein Glück hatte einen Knacks bekommen. Der Jäagg stand wie ein Ungeheuer zwischen mir und ihm.

Nun begann ein schwerer Kampf. Ich wehrte mich hartnäckig für mein Zicklein — und wußte doch, daß es dem Geißenfrävel unrettbar verfallen war. Die Hörnlein wuchsen und wuchsen, sie stachen bereits wie kleine schwarze Fingerlein aus dem Stirnboden hervor. „Das hätte ich ihm nun wirklich nicht zugetraut“, sagte meine Mutter vorwurfsvoll, bekümmert.

Gemsli gehörte ja noch immer mir, noch war das Schwere, mir kaum Faßbare nicht ausgesprochen worden. Allein es fiel mir unheimlich auf, daß unsere Spielzeit gemäß eingeschränkt wurde. Das viele Herumgumpen bekomme einem Gizi schlecht..

Man hätte mir jetzt ganz wohl alles sagen können. Ich wußte es doch. Und mein Geißelein wußte es auch. Ich glaube, es verstand jedes Wort, das über sein Schicksal gesprochen wurde. Auch mein Schweigen legte es immer richtig aus. Wir waren oft recht traurig zusammen. Gemslie trank die frischgemolke Milch, die ich ihm im Becken vorsezte, säuberlich und anständig, ohne zu glucken und zu niesen, bis auf den letzten Tropfen aus. Es mußte ja hübsch wachsen und gedeihen . . . Wir spielten lang nicht mehr so ausgelassen wie vordem. Es war, als ob wir beide plötzlich viel älter und vernünftiger geworden und durch das schwere Geheimnis noch inniger miteinander verbunden wären. Nie mehr im Leben habe ich nachher an einem Geißelein so zart und schmerzlich gehangen.

Da machte mir die Mutter eines Abends vor dem Schlafengehen eine sonderbare Mitteilung. Ich müßte jetzt wegen dem Gemslie keine Angst mehr haben. Der Better Karli in Unterbuchen, der eine wunderliche Vorliebe für Horngeißen habe, wolle es kaufen. Es bekomme einen guten Platz und ich könne dann hin und wieder nach ihm sehen. Wenn der Karli auch ein paar Fränklein weniger gebe als — als der andere, das mache nichts. Man könne den kleinen Ausfall vielleicht an einem andern Ort einbringen.

Als ich am darauffolgenden Nachmittag aus der Schule heimkam und mit der bekritzten Schiefertafel unterm Arm in den Stall trat, war mein Zicklein weg, der Verschlag war ausgeräumt und gescheuert. Ich hustete und war untröstlich. Aber die Mutter hatte mir in der Stube ein großes Brot und eine Rauchwurst auf den Tisch hingelegt. Eine Rauchwurst! Ich widmete mich dem seltenen Leckerbissen mit voller Hingabe, der erste Schmerz fühlte sich sachte an ihm ab. Als ich bald mit essen fertig war, kam die Mutter aus der Küche herein. Bei ihrem Anblick fing ich mit vollgepfropften Backen wieder zu weinen und zu pfnseln an. Sie redete mir mit vielen Worten zu. Von dem Giigeld bekäme ich auf Pfingsten ein neues Strohhüttlein, wie der Gottlieb Bräm eines habe, bloß ein noch schöneres Band darum. Und dann dürfe ich mit ihr zum Better nach Unterbuchen, damit ich selber sehen könne, wie gut es meinem Giizi ginge.

Pfingsten kam, und die Welt drehte sich um meinen neuen Hut mit dem grünen Sammetbändchen. In Unterbuchen gab es dann allerdings eine schwere Enttäuschung. Das Zicklein des Bettters Karli trug zwar fast dieselbe Farbe, wie mein Gemslie sie gehabt; aber es hatte einen kurzen Mutschkopf und fuhr scheu und fremd zurück, als ich es streicheln wollte.

„Jetzt kennt es dich goppel schon nicht mehr“, sagte die Mutter. Der Zug stand ihr nicht gut an. Immerhin wollte ich sie nicht in Verlegenheit bringen, ich schwieg. Ich hatte bis jetzt alles, was vom Munde meiner Mutter kam, als heilige Wahrheit hingenommen.

„Die großen Leute halten einen halt gern ein bißchen zum Narren“, meinte Jaköbli Stoller, als ich ihm anderntags von Bettter Karlis Geißelein erzählte, das meines sein sollte, und dabei ein ganz gewöhnliches, blödes Giizi sei. Er kniff das linke Auge zu und lächelte verschmitzt. O — das sei ihm nichts neues. Er wollte wissen, daß meine Eltern das Horngeißelein mir zu lieb doch behalten hätten; mit eigenen Ohren habe er gehört, wie ihnen der Jäagg zu der kleinen Schwindelei geraten. Nach dessen Beteuerungen hätte das Giizi des Bettters dem meinigen wie ein Ei dem andern gleichen müssen. Jaköbli bekannte mir ferner, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, der Geißen-

frävel habe das Gemsl in Bräms Wagenschopf abgestochen, damit ich nachher nichts merke. „Aber du mußt jetzt lieber nicht mehr daran denken“, fügte er tröstend hinzu. „Es ist ja nun schon vier Wochen her. Und das Gemsl hätte später doch einmal gemekget werden müssen, wie unsere weiße Hettele, von der meine Tante nicht ein einziges Bröcklein Fleisch gegessen hat.“

Ich habe meiner Mutter nichts nachtragen können. Es gab doch keinen Menschen auf der Welt, der es so gut mit mir

und mit uns allen meinte, wie sie. Und mein neues Strohhüttlein mit dem grünen Band hätte ich um keinen Preis mehr hergeben mögen, nicht einmal um — — ich fand den Gedanken selber niederträchtig, doch weglegen konnte ich ihn nicht.

Den Jäägg häfste ich von jener Zeit an womöglich noch ausgiebiger als vorher. Ich faßte es als eine gerechte Strafe für seine zahllosen Untaten auf, als er im gleichen Sommer durch die Garbenluke der Fruchtdiele fiel und tot aus der Temme getragen werden mußte.

Das Lied vom Sommersonnenschein

Von Hans Franck

Wiegt, ihr Lehren, wiegt mich ein,
neigt euch tiefer zu mir nieder,
singt, o singt das Lied mir wieder
von dem Sommersonnenschein.

Wenn ich schlaflos lag im Bett,
hat die Mutter es gesungen;
hunderttausend Engelszungen
sangen mit ihr um die Wett.

„Sonne“, sang sie, „flieg nach Haus!
Sehen sonst dich heut gefangen
hinter grauen Gitterstangen —“
Nein, dann war das Lied nicht aus!

„Sonne“, sang sie, hell und hoch,
„Sommersonne —“, sang sie weiter,
während auf der Traumesleiter
ich bis in den Himmel flog —

Was ich tu, was mir geschieht,
all mein Lachen, all mein Weinen
ist, so will mir manchmal scheinen,
Suchen nach dem Sonnenlied.

Wiegt ihr Lehren, wiegt mich ein.
Seht, schon falten sich die Hände.
Singt, o singt das Lied zu Ende
vom gefangnen Sonnenschein.

Der Einbrecher von Plitznau

Von Fritz Großenbacher.

Es handelte sich um einen mittleren Dreißiger. Große Statutur, schmaler, moderner Schnurrbart, Hornbrille, dunkelgrauer, farrierter Rock, helle Hose, braune Halbschuhe. Trug zur Zeit keine Kopfbedeckung. Das sagten die Leute, die Nachbarn der Witwe Lofinger, welche sich ihres Schmuckes beraubt sah. Die Polizei nahm Kenntnis davon, stellte fest, daß die große Statur flüchtig war, erließ einen Steckbrief und gestattete der Presse, die Vermutung zu veröffentlichen, daß es sich beim Einbrecher von Plitznau wahrscheinlich um den längst gesuchten Hochstapler Wenzel Cipek handeln müsse. Halten wir das fest. Die andere Hauptperson dieser Geschichte ist Garagier Ruffli an der Bahnhofstrasse zu Ifflingen, sechsunddreißig Kilometer von Plitznau. Weder vorbestraft, noch flüchtig. Er hatte sein Geschäft zu teuer erstanden, mußte schinden und jagen, nach Aufträgen fahnden und sich nach sicherer Ratenzahlern umsehen. Wie häufig hatte er das Buch mit den ausstehenden Forderungen vor sich und den Arbeiter, den Lohn verlangend, neben sich! In diesen Momenten konnte er sich darüber ärgern, daß es einen Spruch vom goldenen Boden des Handwerks gab. Abzahlungsgefäße, Betreibungsandrohungen, Materialsperrre — pfui Teufel! Da konnte man unter einer Karre liegen, schwitzen, schrauben, hämmern, von Oel und Schmiere triefen, und am Ende aller Enden — — —

„Herr Ruffli!!“

„Jawohl!“

Er kroch zwischen den Rädern hervor, blickte fragend den gut gekleideten Fremden an und wischte sich mit dem Ellengraben den Schweiß von der Stirne.

„Sind Sie Herr Ruffli persönlich?“, fragte dieser.

„Jawohl. Womit kann ich dienen?“

„Sie haben die „Tener“-Vertretung und stellen dort das Olympia-Modell zur Schau. Ich interessiere mich für den Wagen.“

„Das ist der Wagen der Zukunft“, eiferte der Garagier und schritt mit dem Unbekannten über den Vorplatz. „Schmäfig in der Form, schleudert nicht, wie die kleinen Amerikaner, beschieden in den Steuern, kein Benzinfresser . . .“

„Ich kenne die Marke — fuhr den „Tener“ schon oft.“

„Sollten Sie den Wagen in anderer Tönung wünschen, würde ich Ihnen auch sofort dienen können. Auf Lager habe ich leider nur diesen.“

„Genügt vollständig. Marron ist meine Farbe.“

Und schon saß er am Volant. Ruffli neben ihm. Gewandt ließ der Fremde den „Olympia“ die Schule fahren.

„Sie können selbstverständlich auch den „Kadett“ probieren“, sagte Ruffli, als sie wieder bei der Tankstelle hielten und wies mit der Hand nach rechts.

„Danke. Der Wagen hier ist mein Fall. Er kostet?“

„6600.—“

„Mit Polsterüberzug?“

„Den Regenschuh, meinen Sie. Tja, so ein Wachstuchüberzug kostet normalerweise 150 Franken; wenn der Käufer aber . . .“

„Ich bezahle Ihnen 6600 Franken und wünsche den Überzug dazu. Einverstanden?“

Ruffli kam kaum zum Antwortnen.

„Eins, zwei drei . . . sechstausend . . . hundert, zweihundert . . . sechshundert . . . Stimmt's? Schreiben Sie mir eine Quittung!“

„Darf ich den Herrn ins Büro bitten?“